

Der Roman.

Morgen-Beilage des Wiesbadener Tagblatts.

Nr. 74.

Sonntag, 28. März.

1915.

(4. Fortsetzung.)

Das adlige Freihaus.

Roman von Albert Petersen.

Nachdruck verboten.

Während die Eltern sich noch immer gegeneinander polternd, langsam zur Ruhe begaben, lag der Knabe schon im warmen Bett.

Draußen heulte der Herbstwind und warf schwere Regentropfen gegen die Fensterscheiben. In den Balken und Sparren erzählte es ächzend von Wellenwüten und Seenot. Henning wickelte sich fest in seine Decke und träumte.

Wenn er erst konfirmiert wäre. Dann die Lehrlingszeit. Ach, bloß drei Jahre. Und — vielleicht lernte er alles so leicht, daß Herr Wilmsen schon früher sah, daß er alles konnte, und dann kriegte er die erste Kontoristenstelle — und dann — dann konnte seine Mutter nicht mehr schimpfen. Dann mußte sie bei ihm zum Hausreinmachen kommen, wenn er verheiratet wäre. Ja, eine Frau — Gretchenfraude? Nein, die sah so häßlich aus mit den Narben im Gesicht.

Und der Knabe malte sich aus, wie seine Frau aussehen sollte. Sie hatte Gretchenfraudes schlanke Gestalt, ihre biden goldblonden Böpfe, die blauen Augen, nur das Gesicht —

Darüber schlief Henning ein.

Die Familie Wilmsen kommt aus der Kirche. Sie sind in Trauerkleidung, der Sohn des Gestorbenen, welcher mit seiner blonden Frau langsam aus der doppelstügeligen Kirchentür die Stufen der Freitreppe hinabsteigt; Demoiselle Lisbeth folgt mit Gretchenfraude.

Mit ernstesten Mienen schritten die vier durch die Gassen. Trotz aller Aufregung hatte Tante Lisbeth es sich nicht nehmen lassen, die ganze Familie zur Besichtigung der Leiche und zum nachfolgenden Mittagessen zu bitten.

Als das Ehepaar und Tante mit Nichte in das Freihaus traten, kam ihnen ein breitschultriger Mann aus dem Saal entgegen. Er trug einen langen schwarzen Kolonäse-Rock, ein breites weißleinenes Halstuch mit gestreifter Krause legte sich wie ein Verband um den kurzen, biden Hals. Die engen Hosen steckten in hohen Lackstulpstiefeln, deren gelblederne Stulpen eigentlich nicht ganz in ein Trauerhaus gehörten.

Er hatte ein feistes Gesicht, das auf den ersten Augenblick große Gutmütigkeit und Weichheit verriet. Die kleinen, in Fettpolsterchen eingerahmten Augen verrieten Spuren von Tränen.

Er machte den Damen eine nicht recht geschickte Verbeugung, schüttelte seinem Vetter kräftig die Hand und nickte dem Mädchen mit freundlichem Ernst zu.

Gretchenfraude mußte in diesen Tagen auf Schritt und Tritt fühlen, daß der Tod im Freihaus hockte. Nun wieder zeigte es der Onkel, der sonst stets so lustig war und sie statt Gretchenfraude nur Frauden nannte.

Friedrich Klafen, ein Junggeselle in mittleren Jahren, war Besitzer der kleinen Garbhyer Schiffswerft,

auf welcher die Schiffer ihre Segler ausbessern und die Galligleute ihre Kutter bauen ließen. Er hätte sehr wohl einen Hausstand gründen können, aber wenn er am Sonntag im Wilmsenschen Hause zu Gast war, witterte er über die Madames und Demoiselles, über alte und junge Frauenzimmer, fügte dann aber mit artiger Verbeugung gegen die Hausfrau hinzu: „Ja, liebe, verehrte Frau Cousine, wenn Sie noch frei wären —“

Dann pflegte Herr Wilmsen ihm jedesmal zu antworten: „Lieber Friedrich, du solltest Tante Lisbeth heiraten“, worauf das alte Fräulein wirklich entzürnt antwortete: „Ach, die Courtoisie ist aus der Welt verschwunden.“

Heute ging es bei der Tafel nicht so lustig und lebhaft her. Oben am Tisch stand der rotgepolsterte, eichengeschmückte Armstuhl leer.

Alle empfanden den Verlust. Er, der dort gefessen, mit schmunzelndem Lächeln sich den Keller mit Küken oder Kalbsleber gehäuft, mit dem Behagen des verständnisvollen Genießens seinen Wein geschlürft hatte, zu dem Geplauder und Gewitzel gelacht und dann und wann ein leichtfertiges Scherzwort aus seiner Jugend dazwischengeworfen hatte, der alte Herr, welcher so gern gelacht, lag nun als Leiche drüben im Saal und würde morgen der alten Erde übergeben werden.

Auch Gretchenfraude mußte daran denken. Sie sah mit leeren, traurigen Augen vor sich hin. Schon der Gedanke an den Tod kann ein Kind ernst und seltsam bewegt machen, und hier — der liebe, liebe Großvater, mit dem sie mehr zusammen gewesen als mit ihren Eltern.

„Sprich das Dankgebet“, unterbrach sie die Stimme ihrer Mutter. Sie riß sich aus ihrem traurigen Grübeln, begann das Gebet herzusagen, ihre Stimme gitterte, der Schluß erstikte in hervorbrechendem Schluchzen. Die anderen taten, als merkten sie es nicht.

„Wohl bekomme's“, sagte die alte Dame als Hausfrau und stand auf.

Friedrich Klafen erhob sich langsam und sah sich suchend um. Herr Wilmsen mußte lächeln; er wußte, daß der Vetter ein Mittagsschlächchen zu den Notwendigkeiten des Lebens zählte.

„Ich wünsche gute Nacht“, flüsterte er, „oben in den Fremdenzimmern wirst du schon ein Polster finden.“

Dann ging der Hausherr langsam über die Bordiele zum Saal hinüber. Es war ihm, als müßte er noch einmal Abschied nehmen von seinem Vater.

Mit gefalteten Händen stand er regungslos am Sarg und starrte auf das Antlitz des Toten, welches in Seidenfassen, umgeben von Blüten, bleich und ausdruckslos dalag.

Wie lange er so gestanden, wußte er nicht. Er wandte sich um, als er hörte, daß eine Tür leise geöff-

net wurde. Er sah, daß Tilde Liedemann zögernd nähertrat, und glaubte, daß sie hier irgend etwas zu besorgen habe. Doch als er sich umwenden wollte, um den Saal zu verlassen, trat sie schnell vor ihn hin.

„Was will sie?“ fragte er nicht gerade freundlich.

„Ich — ich wollte man nur sagen, daß der alte Herr da versprochen hat, mein Genning sollte bei Ihnen in die Lehre zu Ostem“, stieß die Frau hervor und sah den Hausherrn bang gespannt an.

Wilmsen war überrascht. Bornig wollte er die taktlose Mahnerin anfahren, aber er besann sich, daß hier nicht der Ort für Zurechtweisungen sei.

„Wenn mein Vater es versprochen hat“, erwiderte er langsam, „dann läse ich selbstverständlich sein Versprechen.“

Über Tildes Gesicht huschte ein Freudentrauer. Sie beugte sich nieder und ohne Wilmsen es verhindern konnte, hatte sie seine Hand gefaßt und einen Kuß darauf gedrückt.

„Lasse sie diese Komödie“, sagte er ärgerlich, „wenn sie hier nichts zu schaffen hat, gehe sie.“

Tilde Liedemann eilte in demütiger Haltung wie ein geschlagener Räter hinaus. Draußen vor der Tür wandte sie sich noch einmal um, blickte mit höhnischem Nicken zurück und murmelte: „Ich will dich schon kriegen. Wie den Alten hahaha.“

Grethenfraude war nach dem Mittagessen in den Garten geschlichen. Von der See her trieb der Herbstwind sein Spiel. Die Blätter auf den Steigen rings raschelten. Aus den Zweigen und Ästen der alten Bäume tönte dumpfes Knacken und Rätzen. Eine letzte Ästler hing noch an der welken schwarzbraunen Staude. Der Himmel war regenschwer, nur dann und wann drang ein verlorener, fahler Sonnenstrahl auf die sterbende Landschaft herab.

Trauer im jungen Herzen schlenderte das Mädchen durch den Park. Sie kam sich so einsam, so verlassen vor.

Draußen lagen die Stallgebäude, von deren Strohdächern schwere Tropfen fielen. Sie hörte das Wiehern der Pferde, sah im Halbdunkel des Stalles dann und wann des alten Peder Hemdsärmel schimmern.

In plötzlichem Entschluß lief sie hinüber.

„Tag, Demoiselle“, sagte der Alte und zog die Milche.

„Tag, Peder —“ und nach einer Pause, „du, Peder, bist Großvater wirklich daran schuld gewesen, daß Paulsen damals ertrunken ist?“

Der Kutsher hatte sich aufgerichtet und starrte die Enkelin seines verstorbenen lieben Herrn an, als hätte er eine Wahnsinnige vor sich.

Grethenfraude atmete schwer. Jetzt war es heraus, was sie in den letzten Tagen gequält hatte. Sie hatte jenen Austritt zwischen ihrem Großvater und Tilde Liedemann längst wieder vergessen gehabt. In diesen Tagen der Trauer war die häßliche Anklage ihr wieder eingefallen. Ihr Großvater, ihr lieber Großvater, sollte so etwas getan haben?

„So sprich doch, Peder. Ist es wirklich wahr?“

„Wer hat das gesagt?“ stieß der alte Mann keuchend hervor.

„Ist es wahr, Peder?“ fragte sie mit angstvoll zitternder Stimme.

„Nüge, gemeine Nüge“, schrie der Kutsher, „welcher gemeine Mensch hat das gesagt, wer, ich will es wissen.“

So aufgeregt, so wenig respektvoll hatte Grethenfraude Peder noch nicht gesehen.

Und zögernd antwortete sie: „Tilde —“

„Dachte ich's mir doch“, knirschte er, „Grethenfraude Demoiselle, bitte, sagen Sie Tilde, sie soll sofort herkommen.“

„Aber — Peder —“ stammelte das Mädchen.

„Soll ich sie selbst holen?“

„Nein, nein, ich gehe schon.“

Mit schlechtem Gewissen schritt Grethenfraude ins Haus.

„Sie möchte zu Ihrem Schwiegervater kommen.“

„Mann? Ist es so wichtig, Demoiselle?“

In Grethenfraude gewann jetzt der Born die Oberhand; diese Verleumderin, die den armen Großvater so gequält hatte.

„Gehe sie zu Ihrem Schwiegervater“, sagte das Mädchen in einem so herrischen Ton, der gar nicht zu ihrem sonst so freundlichen Wesen paßte, „gehe sie.“

„Gewiß, Demoiselle, sofort“, antwortete Tilde unterwürdig und ging.

„Du sollst nur erst meine Schwiegertochter sein“, dachte sie hämisch, „oder — nein, du mit deiner Frage.“

Nach kurzer Zeit kam Tilde Liedemann vor Born und Schmerz schluchzend aus dem Stall zurück.

Der weißhaarige Peder, der sonst weder Mensch noch Tier etwas zuleide tun mochte, hatte ohne jede Erklärung seiner Schwiegertochter die Peitsche zu schmecken gegeben. So sehr empörte ihn die üble Nachrede über seinen verstorbenen lieben Herrn.

Grethenfraude hatte von einem Kammerfenster aus verstoßen beobachtet, mit welchem verzerrtem Gesicht die Frau aus dem Stall zurückkehrte. Sie wußte nicht, was sich da drinnen ereignet hatte. Sie schüttelte verständnislos den Kopf; wie seltsam war doch alles im Leben.

(Fortsetzung folgt.)



Ein feines Gefühl läßt sich so wenig lernen wie ein echtes. Man hat es oder hat es nicht. Theodor Fontane.

Aus den Erinnerungen des Erfinders des Maschinengewehres.

Sir Hiram S. Maxim, der Erfinder des Maschinengewehres, jener Waffe, die im jetzigen Kriege eine so gewaltige Rolle spielt, hat soeben unter dem Titel „Mein Leben“ seine Selbstbiographie veröffentlicht, die einen interessanten Beitrag zur Psychologie und Geschichte der Erfindungen bietet. Maxim stammt von einer französischen Ingenieursfamilie ab, die, aus Frankreich vertrieben, im 18. Jahrhundert nach Massachusetts auswanderte; er selbst wurde im Staate Maine geboren, wo sich sein Großvater niedergelassen hatte. Der Vater hatte bereits das Leben eines Farmers ausgeübt und eine Sägemühle gegründet; so wuchs der Knabe zwischen Maschinen auf und zeigte früh eine erstaunliche Begabung für alle mechanischen Arbeiten. Jergendein Seebär, der eines Tages in die Familie hineinschnellte, entflammte die Phantasie des jungen Hiram mit Erzählungen von fernem Ländern, aufregenden Abenteuern und großem Gewinn, so daß der Knabe ein Seemann werden wollte. Er versorgte sich ein rohes Instrument zum Messen der Breiten- und Längengrade, die Erstlingsfrucht seiner Erfinderkunst. Da er so außerordentlich geschickte Finger hatte, wurde er bei einem Wagenbauer in die Lehre gegeben, und der kleine Anfänger brachte hier sechs Schublatten zustande, von denen sein Meister erklärte, es seien die besten, die er je gesehen habe. Aber die Arbeit war hart und der Lohn gering, 16 Stunden täglich bei knapper Kost und dafür 16 Schilling wöchentlich. So ging denn Hiram, der im Zeichnen und Malen sich sehr begabt erwies, zu einem gewissen Daniel Flynt in Stellung. Der Wagen und Schlitten bemalte und dekorierte. Durch Hiram's Tüchtigkeit blühte das Geschäft seines Meisters außerordentlich auf; er selbst aber fand auch noch Gelegenheit zum eifrigem Studium und las die Nächte hindurch.

„Eines Winters“, erzählte er, „las ich Ures „Wörterbuch der Handwerke, des Bergwerks und der Wagenkunde“ von A bis Z durch. Auf der Rückseite stand in großen Buchstaben Wörterbuch, und die Mädchen schüttelten sich vor Lachen über den wunderlichen Einfall, ein Wörterbuch zu lesen. Sie fragten mich, was ich denn darin fände? Ob ein Mädchen darin vorläme, ob man sich darin auch verlobte und verheiratete und ob ich dadurch glücklicher würde? Aber das scherte mich nicht; ich verschlang das Buch geradezu.“ Um diese Zeit

erfand Hiram eine automatische Mausefalle, die eine Art Uhrwerk hatte und selbsttätig mehrere Mäuse fangen konnte. Es war seine erste selbständige Erfindung, und sie fand viel Anklang. Dem berühmten gewordenen Erfinder wurde sie noch nach einer Reihe von Jahren in einem Geschäft als „die beste Mausefalle, die es gibt“, angeboten. Den Lehrjahren folgten die Wanderjahre, in denen er ein wechselvolles und abenteuerreiches Leben führte. Bald war er Kellner in einer Bar, dann wieder arbeitete er am Webstuhl oder verdiente sich mit Geschirrräumen sein Geld. Eines Tages hatte er allen Ernstes den Entschluß gefaßt, Preisboger zu werden. „Aber ein Fachmann sagte mir: „Deine Augen sind zu groß und hervorstechend. Außerdem, wer hat schon je einen Preisboger mit einem so großen Kopf gesehen? Schlag dir die Sache aus dem Kopf.“ Und das tat ich denn auch. Nachdem er sich so in allen Lagen und Berufen umgetan, regte sich wieder sein Erfindergeist, und er baute eine Gasmaschine, die die Aufmerksamkeit auf ihn lenkte. Als man sich dann den durch das elektrische Licht geschaffenen Möglichkeiten mehr zuwendete, war Maxim einer der ersten, der sich von Edison sich diesem Gebiet zuwandte; er wurde Oberingenieur der ersten elektrischen Beleuchtungsgesellschaft in den Vereinigten Staaten von E. D. Schuyler. Er begründete dann eine eigene Gesellschaft und kam 1881 nach London, um hier seine Patente für elektrisches Licht auszunutzen. Als „chronischer Erfinder“, wie er sich selbst nennt, begann er sich nun mit der Konstruktion von automatischen Gewehren und Kanonen zu beschäftigen, und nach vieler Mühe und Arbeit vollendete er schließlich in seiner kleinen Werkstatt zu Hatton-garden das Maschinengewehr, das seinen Namen unsterblich gemacht hat. „Nachdem ich erst einigen Erfolg gehabt, arbeitete ich Tag und Nacht an meinen Zeichnungen, bis das Gewehr ganz fertig war; ich probierte es aus und fand, daß es mehr als zehnmal in einer Sekunde feuerte. Als dann in den Zeitungen bekannt wurde, daß der wohlbekannte amerikanische Elektriker Hiram Maxim ein automatisches Maschinengewehr erfunden habe, das sich selbst laden und feuern konnte und mehr als 600 Schuß in der Minute abgab, da dachte man, das sei zu schön, um wahr zu sein, eine echte Panke-Geschichte usw.; aber das Gewehr bewies bald die Wahrheit dieser Behauptungen.“ Maxim erzählt uns von dem Beifall, den seine Erfindung von allen Kennern erhielt. Als dem Kaiser das Maschinengewehr zum erstenmal vorgeführt wurde, sagte er: „Das ist die Waffe der Zukunft, und keine andere.“ Auch Bismarck-Schlag war davon entzückt, aber er fragte vorsichtig, was die Ladung in der Minute kostete, und als er hörte: 2600 M., da sagte er erschrocken: „Dieses Gewehr feuert doch zu schnell für China.“ Der Kaiser hätte sich am liebsten solch ein Maxim-Gewehr bald mitgenommen, aber der Erfinder, der auf diese Forderung vorbereitet war, erklärte, die Waffe gehöre nicht ihm, sondern seiner Gesellschaft, und er habe kein Verfügungsrecht darüber. Ganz begeistert war Lord Wolseley. „Die Panke schlagen noch die Schöpfung“, meinte er; „für die wird's bald keine Grenzen mehr geben, und über kurz oder lang erfinden sie noch eine Maschine, die ausgewachsene Männlein und Weiblein herstellt.“ „Ich wagte zu erwidern“, fügt Sir Hiram hinzu, „daß ich jedenfalls diese Arbeit nicht unternehmen würde, weil eine derartige Erfindung sicherlich äußerst unbeliebt sein würde.“



Aus der Kriegszeit.

Gelle Freude im Leben deutscher Krieger. (Aus dem Tagebuch eines alten Offiziers.) Es war der große Tag, an welchem vor 44 Jahren die französische Armee Mac Mahons kapituliert, und Kaiser Napoleon seinen Degen übergeben hatte. Die 2. Reserve-Infanterie-Brigade, deren Regiment ihr Ersatz aus der Launagegend erhalten, befand sich am 2. September 1914 nach heftigen Gefechten und anderen anstrengenden Tagesleistungen südlich Sedan im Vormarsch gegen die Marne; ein Bivak bei Briquienay, an der Straße Beaumont-Grandpre, warteten wir seit dem frühen Morgen auf Befehle zum weiteren Vorgehen, das schließlich auch in der Nacht zum 8. September stattfand. Während wir diese Geduldprobe durchmachten, gelegentlich im Offizierskreise auf einem Ackerstücke am Kirchhofe des Ortes lagerten und dann aus den Beständen einer Feldküche unser „Mittags-

maß“ einnahmen, erschienen ganz unerwartet zwei junge Offiziere mit frohen, aber abgeklärten Gesichtern, die Leutnants v. N. vom Grenadier-Regiment und B. vom Feld-Artillerie-Regiment. . . Diese Draven waren forsche Mäker, die weit drüber auf französischer Seite mit ihrem Flugzeug durch Motorbesetz Unglück gehabt und nach gelungenem Gleitsflug, wobei ihr Apparat zerstört wurde, fünf Tage und fünf Nächte in den Wäldern umhergeirrt, von Landeseinwohnern ständig verfolgt und bedroht, sowie mit knapper Not den felsigen Truppen, die öfter an ihren Verstecken vorbeizogen, entgangen waren. Völlig ausgehungert, durch die außerordentlichen Anstrengungen und Aufregungen körperlich und seelisch arg mitgenommen, nach Verlust ihrer Karten gänzlich unorientiert, schließlich halb verzweifelt, hörten sie plötzlich die Stimmen deutscher Mäker. Es waren Kundgebungen unserer vorgeschobenen Sicherungsabteilungen, die sie ganz zufällig getroffen hätten. Wenn Menschen je glücklich waren, so waren es diese zwei unserer famosen schneidigen Leutnants, von denen der große Kanzler einst sagte, „daß diese uns niemand nachmachen könne“. Sie vermochten sich kaum zu fassen vor Freude und innerer Bewegung, und sehr herzlich freuten wir uns mit ihnen. Daß sie mit offenen Armen empfangen wurden, daß wir sie stärkten, so weit das unsere „Küche“ zuließ, war selbstverständlich. Nachdem beide ausführlich berichtet und viele Fragen beantwortet hatten, fuhren sie, beglückwünscht von allen Seiten, freudestrahlend im Auto von dannen. „Ihr guter Stern möge ihnen treu bleiben“, das war unser aller aufrichtiger Wunsch. — Ein eindruckvolles Erlebnis an diesem Sedanstage in Feindesland!

Als Adjutant in Frankreich und Belgien. Otto v. Gottberg, unser bester Mitarbeiter, hat manchen ober-eigentlich jeden Krieg neuerer Zeit als Zuschauer beschrieben. Heute schildert er uns in einem Buch, das unter obigem Titel bei August Scherl G. m. b. H. erschien, seine Erlebnisse als Mitkämpfer an unserer Westfront. Das Glück, das ihn in früheren Feldzügen stets dorthin führte, wo es zu schauen gab, blieb ihm treu, denn wenigen unserer Feldfrauen dürfte es einmal beschieden sein, auf ein gleich buntes, packendes und vielseitiges Erleben zurückzublicken. In hastig flotter Erzählung führt der Verfasser uns während der Mobilisierungstage in die Kaserne eines märkischen Städtchens. Dort entsteht ein neues Bataillon, das er als Adjutant zunächst in die große Schlacht von Reh-Mörchingen begleitet. Es liegt vor Nancy und durchzieht das deutsche und französische Lothringen, wird bei der Belagerung von Antwerpen verwendet und macht dann linksunten. Deutschen Heeren voran marschiert es durch Belgien und steht in langem, schwerem Kampf an der Yser. Dazwischen zeigt uns der einmal auch zum Generalgouvernement in Brüssel kommandierte Autor die Männer, die Belgien regieren. Mit offenen Augen hat er den Krieg als ein höchstlicher gesehen. Wer draußen in Ost oder West Verwandte hat, wird beim Lesen des Buches mit Freude sehen, daß der Kampf unserer Soldaten auch Heiteres bietet. Über Leiden und Verluste gleitet die Erzählung hinweg. Wir lachen viel über launige Scherze, und leise nur klingt in die Schilderung der Schlacht an der Yser der grimme Ernst jenes großen Kampfes hinein: „Dann fragte ich mich, ob ich den Oberstleutnant noch treffen würde, und es war immer eine wirklich warme durch den Leib rinnende Freude, wenn ich in dem zerrümmerten Schößt, einem der Wetterwinkel des Schlachtfeldes, in das ernste, aber verantwortungstiefe, den Willen zum Ausbarren und Drausgehen tragende Gesicht sah. Man begrüßte sich in jenen Tagen herzlicher als sonst. Ein jeder freute sich, wenn der andere noch lebte. Man sagte, was man sonst nicht sagen durfte: „Derr Oberstleutnant, es gibt doch noch andere Plätze als gerade diesen!“ Er schüttelte den Kopf. War doch jedermann gewöhnt, ihn hier zu finden, und ein Wechsel seines Standortes hätte vielleicht die Befehlsübermittlung verzögert. Wir haben im ganzen Feldzug nicht hundert außerdienstliche Worte gesprochen, aber ich glaube, falls wir uns später einmal begegnen, werden wir in Erinnerung an jene ersten und doch frohen Minuten kurzer Unterhaltung einander für den Augenblick lieb sein. Sie waren froh und schön, weil ein jeder allständig sein Leben einsetzte und dabei erst wirklich spürte, wie köstlich und schön das Leben ist.“ Beim Lesen solcher Worte wird draußen mancher den eigenen Gedanken begegnen, und mehr noch werden ins Feld geschickte Bücher unsere Kämpfer durch Scherz und gute Laune erfreuen.

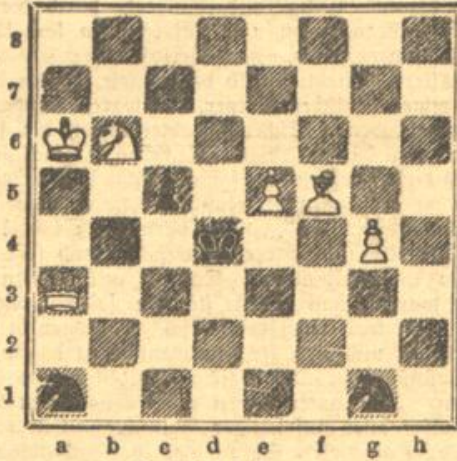
Schach

Alle die Schachzettel betreffenden Zuschriften sind an die Redaktion des Wiesb. Tagblatt' zu richten und mit der Aufschrift „Schach“ zu versehen. Organ des Schachvereins Wiesbaden. Redigiert von H. Diefenbach.

Wiesbaden, 28. März 1915.

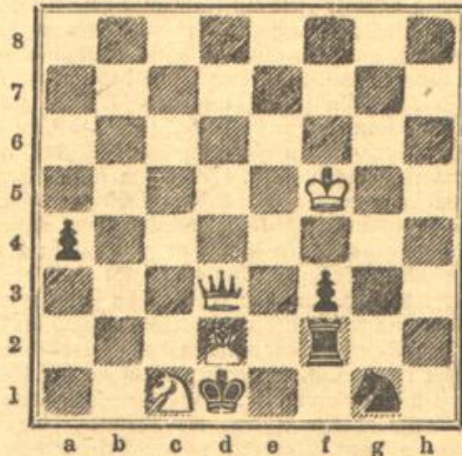
Schach-Aufgaben.

Nr. 317. O. Nemo (Wien).



Matt in 3 Zügen.

Nr. 318. Dr. E. Palkoska in Prag-Smichow.



Matt in 3 Zügen.

Nr. 319. J. Meier (Endspiel).

Kel, Tal f4. — Kgl, Sb4.
Matt in 3 Zügen.

Partie Nr. 117. (Holländisch.)

Aus dem vorjährigen Turnier des Lemberger Schachklubs.

Weiß: Tran. — Schwarz: Massalski.

- | | | | |
|--------------------------|-----------------------|---------------------------|-----------------------|
| 1. d2—d4 | e7—e6 | 13. Tf1—e1 | S a6—c7 |
| 2. c2—c4 | f7—f5 | 14. D e4—g4 | S c7—e8 |
| 3. S g1—f3 | S g8—f6 | 15. T e1—e5 | L e7—d6 |
| 4. S b1—c3 | L f8—e7 ¹⁾ | 16. S f3—g5 ¹⁾ | L d6×e5 |
| 5. D d1—c2 ¹⁾ | b7—b6 | 17. d4×e5 | S e8—c7 |
| 6. e2—e4 | f5×e4 | 18. D g4—h3 | h7—h6 |
| 7. S c3×e4 | L c8—b7 | 19. S g5—e4 | D d8—e8 ²⁾ |
| 8. L f1—d3 | S f6×e4 ²⁾ | 20. D h3—g3 | K g8—h7 |
| 9. L d3×e4 | L b7×e4 | 21. T a1—e1 | D e8—g6 |
| 10. D c2×e4 | S b8—a6 ³⁾ | 22. D g3—d3 | T f8—f7 |
| 11. 0—0 | 0—0 | 23. T e1—c3 | T a8—f8 ⁴⁾ |
| 12. L c1—d2 | c7—c6 | 24. S e4—g5 ^{†)} | Aufgegeben. |

¹⁾ Ein Eröffnungsfehler. In der holländischen Partie handelt es sich um den Punkt e4, den Weiß jetzt forcieren kann. Richtig war b6 oder Lb4. — ²⁾ Unangenehm, aber die Rochade geht nicht. — ³⁾ Nach Sc6 kann Weiß den Angriff kräftig mit 11. d5 fortsetzen. — ⁴⁾ 16. Tg5 wäre wegen de7 erfolglos. Durch das Qualitätsoffer wird Schwarz der wichtigsten Verteidigungsfigur beraubt. — ⁵⁾ Um Dg6 zu spielen. — ⁶⁾ Kostet die Dame, aber die Stellung war

nicht mehr gut zu verteidigen. Am besten war 25... K h8; 26. Th3, Taf8 (Dg4?; 27. dh6×f); 27. Sg5, Dd3; 28. Sf7, Tf7; 29. Td3× und Schwarz ist wegen der Schwäche d7 im Nachteil. (M. N. Nachr.)

Auflösungen:

- Nr. 313 (3 Züge). 1. Tf6, K×d5 2. Dd3†; 1... D×b2,—c4 2. D(×)c4†; 1... Lc8 2. Te7†; 1... c2 2. Dc2†.
- Nr. 314 (2 Züge). 1. Sg8.

Richtige Lösungen sandten ein: F. S., Dr. M., J. K. und Bdr. in Wiesbaden zu beiden Aufgaben, zu Nr. 313 Max Deubert und zu Nr. 314 O. Zimmermann in Wiesbaden.

Rätsel-Ecke

Der Nachdruck der Rätsel ist verboten.

Bilderrätsel.

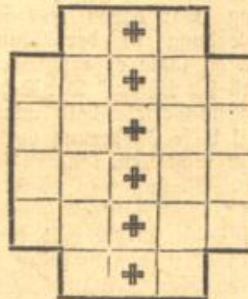


Ergänzungsrätsel.

Tr . . . , . . . a, Ges . . . , S . . . rze, Ka . . . ;
Wa . . . e, . . . de, A . . . d.

Statt der Punkte sind passende Buchstaben zu setzen, so daß Hauptwörter entstehen, die in anderer Reihenfolge bedeuten: Zeitbezeichnung, weiblicher Vorname, Haustier, Teil von Bauwerken, Feldblume, Kleidungsstück, Teil des Gesichts, Seelenarznei. Die eingefügten Buchstaben bezeichnen, wie unsere wackeren Krieger vielfach das Fest begehen werden.

Füllrätsel.



- Hauptstadt eines europ. Königreichs,
- süddeutscher Fluß,
- Blume,
- Empfindung,]
- Baum
- afrikanisches Tier.

Die Buchstaben A, BB, EEEEE, G, II, K, LL, MM, N, OO, RRR, SS, T, U sind in die Felder der Figur derart einzutragen, daß die wagerechten Reihen Wörter von der beigefügten Bedeutung ergeben und die mittelste senkrechte Reihe etwas Zeitgemäßes bezeichnet.

Scherzrätsel.

Dem Russen fehlt's; er will's vom Franzmann,
Der aber hat es selber nicht.
Da legt der Russe sich aufs Bitten
Bei dem geschäftsgewandten Briten.
Der aber zieht ein schief Gesicht,
Nur immer das und das nur immer,
Meins geht zu End', wenn du darin,
Auch zeigt sich nicht der kleinste Schimmer,
Daß dies Geschäft mir trägt Gewinn,
Die Deutschen hau'n nur immer schlimmer
Und ich sitz' in der Patsche drin. -li.

Auflösungen der Rätsel in Nr. 135.

Bilderrätsel: Afrikanische Regimenter. — Zifferblatt-rätsel: Namur, Amur, Mur, Ural, Alt, Altar, Tara, Ara, Anna. — Wandelrätsel: Britte, Grete, Guste, Russe, Reise, Ferse, Serbe. — Scharade: Letho, Nethe.



Illustrierte Kinder-Zeitung

des
Wiesbadener Tagblatts.
Nr. 7. 17. Jahrgang. 1915.

Alle Rechte für sämtliche Artikel und Illustrationen vorbehalten.

Der Sterngucker.

Märchen aus Stralsund von Hermann Dreßler.

Es war in der Abendstunde, just um die Zeit, da die Alten ihren Schritt nach dem Wirtshause lenken, um den Rest des Tages bei einem Schoppen Wein zu verplaudern, die Jungen, zu allerhand Schabernack aufgelegt, durch die Straßen schlendern und die Jüngsten zu Bett gehen. — Aus dem breiten Torbogen des „Goldenen Löwen“ am alten Markt zu Stralsund trat der Wirt. Er hatte die weiße Schankschürze umgestan und stemmte die Arme in die Hüften. Dann trat er einen Schritt vor, um nach seinen Gästen zu sehen. Mit ihm zugleich trat ein junger Mann auf die Straße. Er trug die bunte Mütze fest hinter dem Ohr, und man sah es ihm sogleich an, daß er ein Student war.

„Wollt Ihr schon heim, Herr Bakkalaureus?“ fragte der Wirt.

„Gewiß, Herr Onkel. Zu morgen in zeitiger Frühe habe ich die Post bestellt, die mich nach meiner Universitätsstadt zurückbringen soll.“

„So wünsche ich Euch gute Fahrt, und spricht über das Jahr wieder ein!“

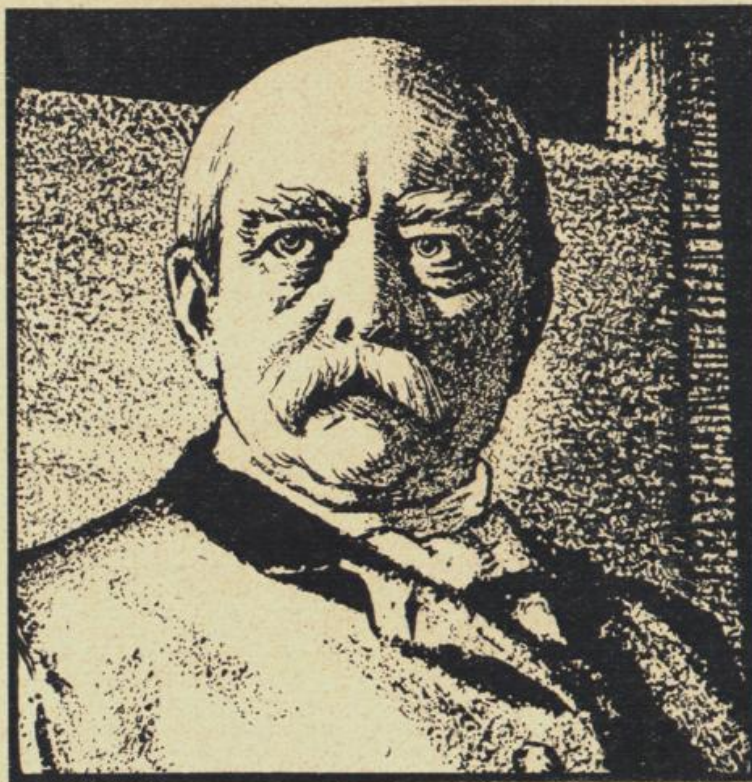
„Und ich danke Euch für Eure gastliche Bewirtung, Herr Onkel. Ihr wißt ja, wo der Spaß Futter findet, fliegt er wieder zu.“

Während sie so miteinander sprachen, kam auf der anderen Seite des Marktplatzes ein Männlein daherschritten, über das der Bakkalaureus hell auflachen mußte. Es war nicht viel größer als ein Kind von zwölf Jahren und dabei so mager, daß der

lange, schwarze Kaftan um die Glieder hing wie um einen Zaunsteden. Auf dem Kopfe trug der Seltsame eine schwarze Kappe, und seine untere Kinnlade verschwand ganz in den Zipfeln eines riesig hohen Vaternörders. Das Gewand reichte ihm bis auf die Füße herab, und da es sehr eng zugeschnitten war, gestattete

es nur ganz kleine Schrittschritte. Der kleine Mann hielt den Kopf nach hinten geneigt und sah unverwandten Auges starr zum Himmel empor, während er die Arme auf dem Rücken verschränkt hielt. Ohne daß er es wußte, hielt er direkt auf den Marktstein zu, und da dieser nicht auswich, stieß sich das sonderbare Männlein ziemlich hart daran. Das schien ihm jedoch gar nichts auszumachen. Es ging mit steifen Schritten ein kleines Stück zurück, und anstatt um den Stein herumzugehen, bog es nach einer anderen Richtung ab und stelzte weiter.

Der Bakkalaureus lachte hell auf bei dem Anblick des sonderbaren Männchens und wollte auf den Kleinen zu, um einen Spaß mit ihm anzustellen. Aber sein



Bismarck.

Oheim hielt ihn am Arm zurück.

„Am Himmels willen, Her Nefte, was wollt Ihr tun?“ rief er ganz erschrocken.

„Je nun, soll ich nicht lachen über diesen drolligen Wicht?“ entgegnete der Bakkalaureus. „Seht doch einer, wie das Kerlchen herumsteigt und den Kopf dabei hält, als hätte es Sehnsucht nach dem Jenseits.“

„Ich bitte Euch, seid ruhig! Ihr wißt nicht, was geschehen kann, wenn er es hört!“

*) So nannte man damals die Kandidaten.

Der Bakkalaureus sah seinen Oheim erstaunt an. „Wer ist denn der spaßige Herr?“ fragte er.

„Das ist Doktor Ullrapfen, der Sterngucker.“

„Der Sterngucker? Das sagt Ihr ja ganz geheimnisvoll!“

„Ja, das ist auch ein Geheimnis! Er kann in den Sternen lesen und steht mit ihren Bewohnern in Verbindung. Er kann Blitz und Donner zusammenziehen und Hagelfälle herbeitreiben. Auch Erdbeben zu erzeugen sind ihm nichts Schweres, und er könnte die ganze Stadt vernichten, wenn er es wollte, oder Sturmfluten vom Meere hereinziehen ins Land.“

Der Bakkalaureus sah seinen Oheim ungläubig an.

„Ja, ja, Ihr mögt das nicht glauben, wir aber in Stralsund wissen es! Da seht nur, wie ehrerbietig ihm alle begegnen!“

Wirklich sah der Bakkalaureus, daß die Leute auf der Straße, alt und jung, vor dem langsam dahinschreitenden Doktor Ullrapfen scheu auswichen, höflich den Hut zogen und sich so tief vor ihm verneigten, daß ihre Nasenspitzen fast auf das Pflaster aufstießen, obgleich der Sterngucker gar keine Notiz von ihnen nahm, weder nach rechts noch links sah, sondern unverwandt zum Himmel blickte.

„Wo wohnt denn der Sterngucker?“ fragte der Bakkalaureus seinen Oheim.

„Am Frankenwall, dort, wo am Damm die Halbinsel in den Frankenteich vorspringt, hat er sein Haus. Daneben oder richtiger in Verbindung damit steht ein Turm, vermutlich ist es ein alter Wallturm. Hinter seinen dicken Mauern hat Doktor Ullrapfen seine Sternwarte.“

„Die möchte ich wohl einmal sehen.“

„Ich möchte Euch das nicht raten, lieber Herr Nefte! Noch niemand hat je die Wohnung des Sternguckers betreten, und auch das Grundstück liegt ewig einsam und verlassen, höchstens, daß einmal eine Kaze sich dorthin verläuft. Von Menschen wird es gemieden. Und nun genug davon! Wir wollen nicht so viel von ihm sprechen, die Abendluft könnte es ihm verraten, denn man sagt, daß er mit dem Winde spreche und sich daheim alles berichten lasse, was man über ihn in der Stadt gesagt hat.“

Der Bakkalaureus sah mit ungläubigem Gesicht vor sich hin. Dann reichte er seinem Oheim die Hand und wünscht ihm einen guten Abend.

Nachdenklich schritt er die Straße entlang, die er noch eben erst den Doktor Ullrapfen hatte hinabgehen sehen. Er gedachte ihn einzuholen und sich auf irgendeine Art mit ihm bekannt zu machen.

Aber obgleich das kleine Männlein mit so langsamen Schritten dahingegangen war, als müßte es die Pflastersteine einzeln zählen, konnte es der Bakkalaureus doch nicht mehr finden. Der Sterngucker war wie von der Abendluft aufgeflogen.

„Vielleicht habe ich am Frankenwall mehr Glück!“ sagte sich der Bakkalaureus, und eilte die Offenreiter Straße hinab, um noch vor Eintritt der völligen Finsternis das Haus mit dem Turm Doktor Ullrapfens in Augenschein nehmen zu können.

Wirklich! Der Oheim hatte recht gehabt! Hier konnte man sich wahrhaftig fast am helllichten Tage fürchten, so schauerlich war es an der Halbinsel des Frankenwalls. Aus grünen Baumwipfeln ragte das runde, rote Siedeldach des Turmes. Ein Schornstein des alten Hauses spie dicken, grüngrauen Rauch aus, der sich in zähen Schwaden schwerfällig nach dem Frankenteich zu wälzte. An und für sich waren die Parkanlagen nicht anders als sonstwo, aber man sah ihnen zu deutlich an, daß jahrzehntelang nicht die Hand des Gärtners hier gearbeitet hatte. Es wuchs alles wild durcheinander, wie es der Zufall gerade wollte. Die Wege waren hin und wieder durch einen umgestürzten Baum gesperrt, der seinen Riesenleib quer über den Pfad gelegt hatte. An manchen Stellen konnte man Weg und Rasen nicht mehr voneinander unterscheiden, so bewachsen waren die Gänge.

Ein lebendes Wesen konnte der Bakkalaureus überhaupt nicht entdecken. Kein Singvogel hatte hier sein Nest gebaut, nicht einmal die Sperlinge, die doch sonst überall zu Hause sind. Höchstens einige Sandkäfer stolperten über den Boden, aber scheu und hastig, als hätten sie sich verlaufen und müßten eilen, den rechten Heimweg zu finden, oder eine Blindschleiche huschte vorbei und hinterließ im Sande eine feine Spur ihres Zickzackweges.

Mit leisen vorsichtigen Schritten schlich der junge Mann durch das Dickicht der Zweige und hatte sich bald so weit hindurchgearbeitet, daß er auf dem kleinen, freien Platze vor dem Hause des Sternguckers stand.

Die Dunkelheit hatte stark zugenommen. Drüben vom Frankenteich schimmerten die Lichter einiger Kähne, deren frohe Insassen man durch die Stille des Abends plaudern hören konnte. Sonst war nichts zu hören, auch im Hause kein Geräusch vernehmbar.

Ob der Sterngucker schon zu Hause war? Ob außer ihm noch jemand hinter diesen Mauern wohnte, aus denen Grabeskäfte aufzuwehen schien? Sollte er an die statte Tür mit den schweren Eisenbeschlägen und den festen Riegeln klopfen, oder sollte er lieber umkehren und die Behausung des Sternguckers erst einmal am Tage bei Sonnenschein in Augenschein nehmen?

Ratlos blickte er um sich.

Ein prächtiger, klarer Himmel wölbte sich über ihm. Die Sterne kamen nach und nach zum Vorschein und blinzelten mit ihren hellen Augen so recht schlaftrunken auf die Erde herab.

Während der Bakkalaureus einen Schritt näher trat, hörte er über sich in der Mauer des Turmes einen Fensterladen leise in den Angeln singen. Er blickte hinauf.

Eine dürre Hand griff heraus und öffnete das Fenster. Mehr war von dem Besitzer nicht zu sehen. Dann zog sich der Arm wieder zurück, und nun schob sich langsam, wie durch ein Uhrwerk bewegt, der Tubus eines großen Fernrohres heraus, geräuschlos und ganz allmählich, wie das spärende Auge eines Raubtieres.

Dann wurde es nach dem Himmel gerichtet und verharrte bewegungslos in seiner Lage. Eine Zeitlang blieb alles still und unverändert.

Nach einer Weile aber schob sich über den Rand des Fensterstockes ein schwarzer Gegenstand, und ehe es sich der Bakkalaureus versah, fiel er zu Boden und ihm vor die Füße.

„Tolpatsch, ungeschickter Tolpatsch!“ kreischte gleichzeitig im Innern eine dünne Stimme, die wie der höchste Ton einer Blechflöte klang. „Du hast meine Sternkarte fallen lassen, Tolpatsch!“

Der Bakkalaureus sah, daß der herabgefallene Gegenstand ein viereckiges Stück Pappe war, auf beiden Seiten tiefschwarz. Aber sonst war nicht das geringste von einer Sternkarte darauf zu bemerken.

Er hob das Stück Pappe auf und besah es von allen Seiten.

Da schob sich neben dem Fernrohre durch die Fensteröffnung langsam ein Kopf, der eine schwarze Kappe trug.

Der Bakkalaureus erkannte sofort den Sterngucker Doktor Ullrapfen.

„Meine Sternkarte!“ kreischte der Kleine. „Gib meine Sternkarte her!“

„Ich bringe sie sofort hinauf, Herr Doktor!“ sagte der Bakkalaureus freundlich, in dem Bestreben, sich mit dem sonderbaren Manne von vornherein auf guten Fuß zu stellen, und lief nach der Einganstür.

Als er dort ankam, sprangen die Riegel von selbst zurück, und ohne daß er einen Finger zu rühren brauchte, schlug die Tür auf. Kaum aber war er eingetreten, als sie mit einem Krach, der wie ein Kanonenschuß durch das alte Haus dröhnte zuschlug, und er hörte, wie die stählernen Riegel sich knirschend wieder in ihre ehernen Krampen schoben.

„Jetzt bin ich gefangen!“ dachte der Bakkalaureus erschreckt und versuchte, sich in der rabenschwarzen Finsternis fortzutasten.

„Kommt nur die Stiege herauf, so könnt Ihr nicht fehlen!“ hörte er oben den Kleinen rufen.

Nun tastete er sich ein Stück vorwärts, fühlte Stufen unter seinen Füßen und stieg hinauf.

Wieviel Treppen mußten das nur sein?!

Immer, wenn er glaubte, das oberste Geschloß erreicht zu haben, setzte eine neue Treppe an. So hoch war doch das Haus gar nicht! Er mußte doch eigentlich längst, längst oben sein! Es kam ihm vor, als ob er im Innern eines unermesslich hohen Kirchturmes emporstiege, und dabei machten die Treppen fortwährend Drehungen und Windungen, bald rechts und bald links.

(Schluß folgt.)



Die Haselmaus als Stubengenosse.

Von Dr. Kurt Floerike, Eßlingen a. N.

Unser Vaterland ist arm an wildlebenden Säugetieren, und überdies gehört ein großer Teil von ihnen zu kleinen, unscheinbaren, verdeckt oder nächtlich lebenden Arten, die der Laie oft kaum dem Namen nach kennt. Das ist sehr zu bedauern, denn es finden sich darunter gar seltsame Gesellen, die an Drolligkeit und Eigenart den berühmtesten fremdländischen Tieren wenig oder gar nichts nachgeben. Gelingt auch ihre eingehendere Beobachtung in freier Natur gewöhnlich nur durch einen mehr oder minder seltenen Glückszufall, so lassen sich viele von ihnen doch ohne große Schwierigkeiten und Umstände im Käfig halten und hier aufs bequemste und gründlichste in der ganzen köstlichen Eigenart ihrer absonderlichen und mannigfachen Lebensäußerungen belauschen und studieren. Bei der ausgesprochenen Tierliebe unseres Volkes muß man sich daher eigentlich wundern, daß man diese sehr beachtenswerten und übrigens in mehr als einer Hinsicht anziehenden Geschöpfe so selten in den Behausungen der Naturfreunde antrifft, ja sie sogar in den Tiergärten mit Ausnahme der gewöhnlichsten Arten meist vergeblich sucht. Leichter findet man in diesen ein Duzend Löwen als eine einzige deutsche Spitzmaus, obschon dieses winzige Geschöpfchen mit dem löwenmütigen Herzen und dem unerfättlichen Blutdurst doch gewiß in reichem Maße Gelegenheit zu fesselnden und wertvollen Beobachtungen zu bieten vermag. Selbst die Schar der einheimischen Nagetiere ist dort höchst selten einmal annähernd vollständig vertreten, und auch die Käfige unserer Liebhaber bergen in der Regel nur allerlei verunstaltetes Mäusegezücht.

Fragt man nach dem Grunde dieser bestreudlichen Erscheinung, so wird man ihn, wie so oft in solchen Fällen, in allerlei trübsüchtigen Vorurteilen zu suchen haben. Solche Tiere würden niemals recht zahm, heißt es, seien bissig und dumm, widerwärtig, geil und gefräßig, nage- und zerstörungslustig, in höchstem Maße unreinlich und strömten insbesondere einen geradezu abscheulichen Geruch aus, der das ganze Zimmer verpestete. Nun, das alles mag mehr oder weniger auf die von der Liebhaberei selbstamerweise so einseitig bevorzugten Tanzmäuse Ratten- und Mäusealbinos usw. zutreffen, aber unter den einheimischen Nagern will ich für heute wenigstens einen nennen, der durchaus keinen dieser Vorwürfe verdient, sie vielmehr insgesamt glänzend Lügen straft und dadurch zum Stubentier gewissermaßen vorausbestimmt erscheint. Ich meine die Haselmaus (*Muscardinus avellanarius*), diese wunderniedliche Taschenausgabe des allbekanntesten Eichhörnchens. So oft immer sich mir Gelegenheit dazu bot, habe ich mein Heim mit Haselmäusen geteilt, und noch stets habe ich meine helle Freude an diesen liebreizenden Tierchen gehabt, sie immer lieber gewonnen. Wenn sie in anmutigster Haltung auf den feinsten Hinterbeinen sitzen, den nicht etwa nach Mäuseart häßlich kahlen, vielmehr schön behaarten Schwanz in die Höhe schlagen, mit den unwahrscheinlich zarten Vorderfüßchen so unnaheahmlich zierlich ein Sonnenblumenkorn zum schnurrbartstarrten Mäulchen führen und es so drollig-eifrig mit den scharfen Mäusezähnen benagen, dazu den Beobachter mit den großen schwarzen Puppenaugen so rührend vertrauensfelig und doch wieder so ängstlich-schüchtern anstarren, oder wenn sie des Nachts bei Lampen- oder Mondeslicht so unglaublich flink und behende wie spukende, schemenhafte Kobolde am Kletterbaum ihres Käfigs herumturnen, mit gleicher Geschicklichkeit auf der Unter- wie auf der Oberseite der Äste entlang rennen, mit wundervoller Grazie auch im dünnsten Gezweig sich bewegen, nur an den Hinterpoten aufgehängt frei in der Luft schaukeln, an verblüffender Gewandtheit jedes Eichhörnchen beschämen und an halbschererischen oder drolligen Kunststücken selbst manchen Affen in den Schatten stellen, oder wenn sie in ihrem molligen Nestchen zu einer kaum merklich atmenden Pelzugel zusammengeballt den langen Sommertag verträumen — immer werden sie das

Auge des Beobachters geradezu entzücken, so daß er sich nicht leicht an ihnen satt zu sehen vermag.

Jede Haselmaus fühlt sich im Käfig oder Zimmer sofort heimisch, jede ist zahm von der ersten Stunde an, keine zeigt sich jemals tölpisch oder boshaft, keine macht auch nur den geringsten Versuch, von ihren scharfen Zähnen Gebrauch zu machen, und höchstens durch ein klägliches Piepsen oder durch ein helles Quitschen gibt sie ihrem Unmut Ausdruck, wenn man sie gar zu sehr quält. Sie ist die verkörperte Harmlosigkeit, Gutmütigkeit und Bescheidenheit. Ich wüßte kein Geschöpf, das sich so sehr zum Spiegefahren für Kinder eignete, wie die Haselmaus. Sie steht in dieser Beziehung turmhoch über dem stumpfsinnigen Meerschweinchen und über dem manche häßliche Charaktereigenschaft aufweisenden Kaninchen. Ohne Sträuben läßt sie sich von Anbeginn an in die Hand nehmen, wird aber bei aller Zahmheit doch niemals frech oder zudringlich, sondern zeigt sich stets von einer sanften Schüchternheit, die ganz dem rührend hilflosen Ausdruck ihrer dunklen Nachtaugen entspricht. Dazu kommt ihre Bescheidenheit beim Fressen ihr stark ausgeprägter Sinn für Reinlichkeit und in Verbindung mit beiden ihre fast völlige Geruchlosigkeit, wodurch sie sich sehr vorteilhaft vor anderen kleinen Nagetieren auszeichnet.

Als Wohnung weist man der Haselmaus, die man in Berücksichtigung ihres Geselligkeitsbedürfnisses am besten paarweise oder zu mehreren beisammen hält, gewöhnlich einen großen Vogelbauer aus stark verzinnem Draht an. Dann muß aber dessen Gitterwerk sehr eng sein, denn es ist ganz unglaublich, durch welche enge Öffnungen diese gewandten Tierchen zu schlüpfen verstehen. Ehe man sichs versieht, sind sie mit einem Hufsch draußen und treiben nun im Zimmer ihr lustiges Koboldwesen, lassen sich freilich auch leicht wieder einfangen. Oder man findet sie am nächsten Morgen in tiefem Schlaf in irgend einem dazu besonders lauschigen Winkel. Haselmäuse, die ich eine zeitlang in meinem Bureau hielt, kamen immer wieder aus und lagen dann regelmäßig süß schlummernd in den verschiedenen Papierkörben zwischen so manchem in diesen unerfättlichen Schlund gewanderten Manuskript, dessen Verfasser sich das gewiß nicht hätte träumen lassen. Da die Tierchen gar nicht schmutzen, kann man ihnen ruhig öfters mal eine kleine Entdeckungsreise im Zimmer verstatten, denn solche Ausflüge tun ihnen ersichtlich wohl. So hatte ich während meiner Stuttgarter Zeit ein Pärchen Haselmäuse, das daran gewöhnt war, zur Zeit des Abendessens Ausgang zu bekommen. Dann kletterten die drolligen Kerlchen schleunigst am Eßtisch in die Höhe, setzten sich aber bescheiden auf den Rand des Tischtuchs und warteten geduldig, bis auch für sie ein Bröcklein abfiel, das sie in der nettesten und saubersten Weise verzehrten. Wie vielen sie als Tischgenossen auch nur im allergeringsten lästig. War der Hunger gestillt, so machten sie wohl noch eine kleine Verdauungspromenade auf dem Rande des Tischtuchs, aber nie getrauten sie sich in die Mitte zwischen Teller und Gläser, nie versuchten sie zu naschen, was ihnen nicht zukam. Besser noch als ein Vogellkäfig ist ein geräumiges Terrarium zur Beherbergung von Haselmäusen geeignet. Sie lassen sich hier schöner beobachten, können nicht so leicht entweichen, können sich nicht das zarte Schnüßchen am Gitter beschädigen und haben einen größeren Spielplatz für ihre nächtlichen Kletterübungen. In jedem Falle aber muß das Behältnis für Haselmäuse hoch genug sein, daß man in der Mitte einen reichverzweigten Kletterbaum und in einer Ecke einen Wust dichten Reisigs anbringen kann. Da die Haselmäuse als ausgesprochene Busch- und Baumtiere nicht graben, obwohl sie sich auch auf dem Erdboden ganz geschickt zu benehmen wissen, braucht man auf den Boden des Behälters nur so viel Sand, Sägemehl oder Torfmull zu geben, wie aus Gründen der Reinlichkeit erforderlich ist. Keinesfalls versäume man, Heu und allerlei andere Niststoffe zu verabfolgen, denn die Tierchen formen sich daraus im Gezweige mit großer Kunstfertigkeit ein allerliebstes, kugelförmiges Vogelnestchen von etwa 15 cm Durchmesser, in dem sie bei Tage schlafen und im Hochsommer ihre winzigen Jungen zur Welt bringen. Dann gibt es gar reizende Familienbilder, die zu belauschen zu den schönsten Genüssen zählt, die unsere heimische Natur zu bieten vermag. Die Verpflegung ist einfach genug: Sonnenblumenkerne, Hanf, Erdnüsse, Haselnüsse, die verschiedenen Getreidearten, altpadenes Weißbrot, Mohrrüben und ab und zu etwas Apfel oder Birne bilden den täglichen Speisezettel. Erhalten die Tierchen regelmäßig Obst, so ist ihr Trinkbedürfnis gering, obwohl es mir unverständlich ist, wie Brehm schreiben kann, daß sie weder Wasser noch Milch zu sich nähmen. Letztere wenigstens liebten manche meiner Haselmäuse sehr, und wenn man ihnen jede Flüssigkeitszufuhr entzog, leckten sie aus Durst den eigenen Urin auf, eine Schmutzerei, die mit ihrer sonstigen Reinlichkeit in zu kräftigem Widerspruch steht, als daß sie nicht auf das Vorhandensein eines immerhin nicht ganz geringen Trinkbedürfnisses hinweisen sollte.

Bei aller bestechenden Liebenswürdigkeit, die dem anmutigen Wesen der Haselmaus anhaftet und die so groß ist, daß sie wohl auch den klaren Blick des Forschers zu trüben vermöchte, darf man sich doch nicht zu einer Überschätzung der geistigen Eigenschaften des sanftmütigen Tieres verleiten lassen. So ansprechend auch die Charaktereigenschaften des herzigen Geschöpfchens sein mögen, seine Auffassungsgabe und seine geistige Befähigung sind doch herzlich gering, wie ja bei fast allen Nagetieren, die in dieser Hinsicht entschieden unter den begabten Vögeln stehen. Ihrem ganzen Wesen und Gebaren haftet vielmehr etwas unverkennbar Puppen- und Automatenhaftes an. Und noch eine Schattenseite meiner kleinen fuchsröten Lieblinge kann ich nicht ganz mit Stillschweigen übergehen: das ist ihre grenzenlose Verschlafenheit. Von Mitte Oktober bis Mitte April ruhen sie, unzugänglich gegen alle Vorgänge der Außenwelt, in fast totenähnlicher Erstarrung, und während der langen Frühlingstage ist's nicht viel anders; nur die kurzen Sommernächte erfüllen sie mit ihrem geisterhaft leisen

Huschen und Leben. Man kann deshalb nur während der Abenddämmerung oder bei künstlicher Beleuchtung seine richtige Freude an ihnen haben. Wenigstens anfangs. Denn unter dem erzieherischen Einfluß des Zusammenlebens mit den Menschen nehmen auch diese Nachtschwärmer schließlich umgänglichere Sitten an, was man dadurch zu beschleunigen vermag, daß man frisches Futter immer nur bei Tage verabfolgt. Sie machen dann zwischen Tag und Nacht wenig Unterschied mehr und entfalten auch an gewissen Tagesstunden die volle Anmut und Zierlichkeit ihres Wesens. Der Winterschlaf läßt sich durch gleichmäßige Heizung völlig unterbinden, was aber für die Gesundheit der Tiere wenig zuträglich ist. Besser trägt man dem naturgemäßen Schlafbedürfnis Rechnung und stellt den Käfig während des Winters in einen ungeheizten, aber frostoffreien Raum, wo die Haselmäuse die rauhe Jahreszeit gemächlich in ihrem Nestchen verträumen und erst im Frühjahr zu neuem Leben erwachen. Auch hier erweist sich die Natur selbst als die beste Lehrmeisterin der Tierliebhaberei.

Unsere Bilder.

Am 1. April d. J. sind es hundert Jahre, daß Fürst Otto von Bismarck, der erste Kanzler des deutschen Reiches, geboren wurde. Der Krieg wird zwar diesen Tag nicht zu einem lauten Festtag werden lassen, aber er wird doch gefeiert werden, so weit die deutsche Zunge klingt. Was Fürst Bismarck dem deutschen Volke war, ist den meisten Lesern der „Illustrierten Kinder-Zeitung“ gewiß in der Schule bereits gesagt worden. Ein recht schönes und empfehlenswertes „Bismarck-Buch“ ist dieser Tage im Verlag von Jos. Scholz in Mainz erschienen. Ein Künstler — Karl Bauer — hat es geschaffen. In acht großen mehrfarbigen Vollbildern und sechs einfarbigen Zeichnungen im Text des Buches entrollt Karl Bauer ein Lebensgemälde von starker Eindringlichkeit. W. Kozde hat zu den Bildern Bauers einen schlichten Begleitert geschrieben. Der Bismarckkopf auf der ersten Seite der vorliegenden Nummer ist ein Ausschnitt aus dem Einbandbilde des Buches.

Franz, Grete, Frisj.

Franz und Grete wollten beide,
Als die Schularbeit gemacht,
In des Mondlichts Silberkleide
Schauen eine Frühlingnacht.
Um das Schauspiel zu erwarten,
Wanderten sie in den Garten.

Aus des Frühling's zarten Blüten
Stieg empor ein süßer Duft;
In dem Graf' Leuchtkäfer glühten,
Wohlig wehte Maienluft.
Und der Mond schaute hernieder,
Kauscht' der Nachtigallen Lieder.

Langsam auch die Sternlein zogen,
Folgend ihrem ew'gen Lauf,
In dem weitgespannten Bogen
An dem blauen Himmel auf.
„Einen Tag auf einem Sterne,“
Sagte Franz, „wäre ich so gerne!“

„Gleich den Vögeln uns zu schwingen
Kühnen Mut's zum Himmelszelt,
Bis zu Mond und Stern zu dringen
Und zu schauen jene Welt.
Ach, wie wäre groß die Freude,
Wenn wir dies vermöchten beide!“

Und mit leuchtendem Gesichte
Grete rief: „Ich möcht' zum Mond,
Der mit seinem Silberlichte
Als der Sterne König thront.
Aus Kristall aufs allerbeste,
Baute ich für uns Paläste!“

Auch klein Frisje, dem befohlen
War, zu Bette still zu geh'n,
Hatte sich herausgehoben,
Um die Sternlein anzuseh'n.
Wie die Wünsche er vernommen,
Ist er schnell hinzugekommen.

„Das ist,“ sprach er, „auszuführen,
Oft hab' ich es überdacht:
Als Student will ich studieren,
Wie man Blisluftschiffe macht.
Ach, wie groß wird das Vergnügen,
Blischnell auf den Mond zu fliegen!“

S. Heyer.



Alte Münzennamen.

Zwar sind die alten Münzen aus dem geschäftlichen Verkehr verschwunden, aber der Freund, der Geschichte begegnet ihnen doch noch auf Schritt und Tritt. Es dürfte daher nicht ohne Interesse sein, etwas über den Ursprung der Münzennamen zu erfahren. Heller heißt mittellateinisch de narius hallensis, mittelhochdeutsch der haller phennig, aber auch ohne diesen Zusatz kurz der hallaere, hallaer, häller und heller, benannt nach der Stadt Hall in Schwaben, wo sie etwa um 1260 bis 1270 in den Verkehr kamen. Ihrer zwei machten einen Pfennig. Pfennig heißt althochdeutsch phantinc, phending, phendic, phennig, phennig, phentinc, pfenninc, pendig, mittelhochdeutsch phenninc, phennic, pfenninc, pfennic. Das Wort kommt, wie Weigand erklärt, mittels der Ableitungsilben ing vom althochdeutschen phant, pfant (Pfand), wonach das althochdeutsche auf den ältesten Handel, den Tauschhandel hinweist und so das geprägte Geldstück ursprünglich als Pfandwert zu verstehen ist. Der Name Kreuzer hat seinen Ursprung von dem Kreuze, welches diesen vier Pfennig geltenden Münzen anfänglich aufgeprägt war. Drei Kreuzer machten einen Groschen, eine Münze, die ziemlich dick war. Dick heißt aber lateinisch grossus und daher rührt der Name. Mariengroschen hießen solche Münzen, welche um das Jahr 1468 in Goslar und den Hansestädten geschlagen wurden und das Bildnis der Jungfrau Maria trugen. Die Bagen, Silbermünzen, im Werte von vier Kreuzern, wurden zuerst um 1500 in Bern geschlagen. Sie trugen das Wappen der Stadt, einen Bären, als Bild. Der Bär heißt auch Päß oder Bäh, daher der Name Bagen. Das Koppfüßl war eine Silbermünze, der der Kopf des

Kaisers aufgeprägt war. Es galt 20 bis 24 Kreuzer und erhielt später den Namen „Sechsbägen“. Gulden ist mittelhochdeutsch der goldine phenninc, ein ursprünglich aus Gold geprägtes Geldstück. Sie hießen daher um 1320 auch Goldpfennige. Den Namen Florin tragen sie nach der Stadt Florenz, in der goldene Pfennige geschlagen wurden mit dem Bild der Lillie, dem Wappen der Stadt. Die Taler verdanken ihren Namen der Stadt Joachimstal und hießen anfangs Joachimstaler, später kurz Taler. Der Dufaten, eine Münze im Werte von fünf Gulden, wurde zuerst im Herzogtum Modena geprägt, und da Herzogtum lateinisch ducatus heißt, übertrug man den Namen auf die Münze.

J. B. G.

Der stille See.

In der Nähe von Bergen in Norwegen befindet sich ein von steilen, hohen Felsen umgebener See, der vom Volke „der melancholische See“ genannt wird. Wie es heißt, soll sich kein Vogel über diesen abgrundtiefen, fast immer im Schatten liegenden See zu fliegen wagen. Keine Welle ist auf seiner unbewegten Oberfläche, in der sich der Himmel spiegelt, zu entdecken. Die Norweger meinen, im Grunde dieses eigentümlichen Sees befinde sich ein prachtvoller Palast, und Nixen in dem stillen, kalten Wasser seien bemüht, den Wanderer zu verlocken, sich in das ewig schweigsame Wasser zu stürzen. Das ist natürlich ein Aberglaube.



Rätsel.

Wo ist am nächsten bei dem Himmel
Die Erd' in unfrem Teil der Welt?
Wo für des Lebens bunt Gewimmel
Der letzte Grenzpfahl aufgestellt?
Darauf gibt dir die Antwort klar
Ein schneebedecktes Silbepaar.

Wie die zwei Ersten dir verkünden
Des Schöpfers Groß' und Herrlichkeit,
Siehst du im zweiten Paar verbinden
Sich allen Reiz von Lieblichkeit;
Doch findest du des Ganzen Zier
Nur in der Ersten Felsrevier.

Auflösung des Rätsels aus der vorigen Nummer:

Die Ehrfurcht.